

# Weltausstellung

1873.

## Die Frauenarbeit.

I.

### Einleitendes.

An der nordöstlichen Seite des Ausstellungsterrains, zwischen dem Pavillon der Staatsbahn und dem Expositionsgelände des Ackerbauministeriums, steht eine jener hölzernen Bauten, wie sie der große, weite Platz unter den grünen Bäumen des Praters derzeit in bedeutender Zahl aufzuweisen hat. Ein paar Säulen tragen ein Vordach, das gleichsam ein Vestibül bildet, und in diesem hängen zwei Bilder. Das eine derselben stellt einen Mann dar, der über Schriften und Skizzen hinblickend, die er mit der Linken wie liebevoll schützend festhält, einem anderen Manne, in Lederschurz und Handwerkertracht, die Rechte entgegenstreckt; dieser hat sie erfaßt und schaut mit verständnisvollem Blicke auf die Schriftzüge und Zeichnungen herab, die Gedankenarbeit des vor ihm Sitzenden, der ihm forschend ins Auge sieht. Gedanke und Durchführung, Theorie und Praxis schauen uns in sprechender Verkörperung aus dem Bilde entgegen. An der Nebenwand ist durch eine Copie von Ludwig Richters schaffender Hausfrau die Arbeit des Weibes in ihrem reizenden Gewande häuslicher Idylle dargestellt, die Mutter im Kreise ihrer Kinder, am Spinnrocken, im Erkerstübchen, mit dem Hinblick auf die kleinen, geschäftigen Mädchen, die Dienerschaft im Weiberröckchen.

Wenn wir an diesen Bildern vorüber in das Innere des Hauses treten, so schauen uns ganz wunderbare Dinge von allen Ecken und Enden entgegen: optische Instrumente, Brückenmodelle, eiserne Thürschlösser, chemische Präparate, Webestühle, Frauen- und Männerhüte, solche, wie man sie zu Methusalems Zeiten getragen, und solche, wie wir sie in den Schaufenstern unserer Stadt alltäglich zu sehen bekommen, Männer Röcke und Frauengewänder in Gold- und Silberstoff, Prunk- und bürgerliche Alltagskrachten, wie sie unsere Urahnen getragen, längst vergessene Fußbekleidungen, Trompeten, Cithern und sonstige Musikinstrumente von absonderlicher Gestalt, athemlose Spinette, vor denen wir in stummer Rührung stehen bleiben, weil uns die Eifetten sagen, daß das eine dünnbeinige Ding dem Lieberheros Schubert, das andere dem olympischen Donnerer Beethoven, das dritte Mozart oder einem ähnlichen, tönende Wunder schaffenden Menschen einst angehörte; und noch hundert andere Dinge schauen uns von allen Seiten in bunter Mischung entgegen. Wir sind in einen Raum getreten, welcher die Illustration zu der Geschichte der neuesten Erfindungen in greifbarer Form bietet; rings herum an den Wänden hängen die Portraits der Männer, welche diese Geschichte ins Leben riefen; Gelehrte, Techniker, Erfinder in Gedanken und That, Menschen, welche die großartigsten, weltbewegendsten Revolutionen vollbringen halfen und die unabwiesliche Herrscher-gewalt in Kraft und Uebung setzten, die der Macht des Geistes über die Materie.

Prof. Czner gebührt das Verdienst, uns die Thaten dieser Männer, die ursprüngliche Verkörperung ihrer Gedanken bis zum vervollkommensten Standpunkt der Neuzeit klar und greifbar vor das Auge gestellt zu haben.

Während nun der Besucher durch die Reihen von Kästen und Tischen schreitet, in und auf denen Längst-verblichenes und Niegeesehenes neben Liebgewonnenem, Alltäglichem beisammen liegt und in der Ernst jahrelanger Mühe und Mannesarbeit, die hier allem Entstehen und Werden zu Grunde liegen, erfaßt, begegnet seinem Auge plötzlich ein anderes, heiteres Bild, das ihm durch zwei hohe Bogenthüren aus dem anstößenden Räume entgegenschaut. Es hat sich nämlich hier, wie es allenthalben im Leben geschieht, dicht hinter den Werken des Mannes das flüchtige, aus Millionen Fäden gefügte Gewebe festgenestelt, das überall Raum sucht und Raum findet, das scheinbar aus nichts entsteht und doch über die ganze Welt sich breitet, das bunte, artenreiche Ding, das wir Frauenarbeit nennen.

Es lag in dem ersten Plane dieser Collectivausstellung, die ganze Thätigkeit der Frauen Oesterreichs, von der Schule bis zum Gipfelpunkte menschlicher Leistungsfähigkeit, bis zu den Werken der Kunst und Literatur zur Exposition zu bringen. Aus mancherlei Gründen, vor Allem um der räumlichen Verhältnisse willen, die

bedeutende Beschränkung auferlegten, sind die beiden letztgenannten Zweige der Ausstellung nicht ausgeführt worden und wir sehen nun hier nur die eigentliche Frauenarbeit exponirt. Sie beginnt ordnungsgemäß mit der Schule, und zwar mit der Volksschule, in welcher das kleine, sechsjährige Mädchen seine erste Geduldprobe an dem ersten gestrickten Bändchen ablegen lernt; dann sind da die städtischen Töchterschulen, die Lehrerinnen-Bildungsanstalten, die Klosterschulen, die Vereinschulen, die Privatinststitute, die Taubstummeninststitute, die Waisenhäuser und endlich die traurigsten Arbeitsstätten und Schulen, die weiblichen Straf-anstalten. Dann folgen die Arbeiten von Dilettantinnen, die Früchte und das Resultat der Schulen, geschmückt und ergänzt durch den Einfluß des Zeitgeistes, der Mode und der gereisten weiblichen Phantasie, die auf das in der Kindheit Erworbene Neues, Ersonnenes und Erfundenes aufbaut. Wir sehen da neben Arbeiten, welche die Ruhezeit im Palaste entstehen ließ, solche, die Noth und Mangel dem finnennden Kopfe und den schaffenden Händen abgerungen haben, ganz vortreffliche Leistungen, die uns mit Achtung und Bewunderung für weiblichen Fleiß und weibliche Erfindungsgabe erfüllen.

Angereicht an die geradezu glänzenden Objecte, welche diese Ausstellung begreift, präsentirt sich vor dem Auge des Beschauers eine Erscheinung, wie sie nur die traditionelle Dichtkunst im Volke zu erkennen vermag, die nationale weibliche Hausindustrie, die Arbeiten der Frauen im Dorfe, wie sie für den Bedarf des Hauses geschaffen und seit Jahrhunderten angefertigt werden. Wie eine Wunderblume aus dem Märchen sieht uns diese Sammlung aus dem hohen Eichenshranke, der sie faßt, entgegen.

Absonderliche Weibermägen, Brautkränze voll Gold und voll Blumen, die nie erblühen und nie verwelken, schwere, gewebte Linnenstoffe, mit blitzendem Flitter bedeckte Gewänder, Teppiche von orientalischer Farbmischung, Stidereien, die wie aus einem anderen Welttheile und aus längstverklungenen Zeit hereinblicken, liegen da vor uns hingebreitet. Wie der rauschende, frische Quell des Lebens und der Erfindung und plötzlich wieder wie ein dürftiges, sterbendes Blümchen, das der Geist der Neuzeit in unaufhaltbarem Weiterschreiten zu zertreten droht, sehen uns diese Dinge an, die Frauenhände in der Einsamkeit des Gebirgsdorfes, an der Küste des Meeres und in den armeligen, schornsteinlosen Hütten im Nordosten Oesterreichs geschaffen haben.

Während wir, noch halb in die Poesie der Ideen versunken, die diese Darstellung in uns weckt, uns langsam von ihr wenden, sieht uns mit einem Male, wie die verkörperte Klugheit, aus kleinen, niederen Pulschkränken eine ganz andere, in ihrer Art ganz merkwürdige Exposition entgegen: die Darstellung der Frauenthätigkeit auf dem Gebiete der Großindustrie Oesterreichs. In Bildern, theils Photographien, theils guten Handzeichnungen, sind die Arbeiterinnen in den Fabriken, den Ateliers, den Werkstätten an dem Plage ihrer Thätigkeit, an den Maschinen, den Webstühlen und mit ihrem Handwerkszeuge ausgerüstet abgebildet und den Bildern die Arbeitsgegenstände in allen jenen Stadien beigegeben, in welchen sie bei der Fabrication durch weibliche Hände gehen. Es ist durch diese Exposition, welche den Herren Sectionsrath Dr. Rigerka und Handelskammersecretär Dr. Goldhaus ihre Durchführung verdankt, das Gebiet der Frauenthätigkeit in jedem besonderen industriellen Zweige mit einem einzigen Blicke zu überschauen und ruht ein ganz wunderbarer Schatz von Belehrung in der kleinen, absonderlichen Bildergalerie, die sich da vor unserm Auge an einander reiht. Die Gesamtausstellung der Frauenarbeit aber hat durch diese Darstellung einen vervollständigten Abschluß gefunden; sie ermöglicht uns, in die Arbeitsstätten zu blicken, wo die Frau ungeschen und ungenannt mitarbeitet an den vielbewunderten Industriewerken, die nach ihrer Vollendung uns tagtäglich draußen auf dem Weltmarkte begegnen.

Wenn wir unsere Augen an der Wollspinnerei, der Tuchfabrication, an dem Meerscham- und Metallpoliren, der Nadelfabrication, dem Porzellanmalen und dergleichen mehr sattgesehen, kehren wir zu den Spitzen, Blumen und farbigen Seidengeweben zurück, die den großen Saal erfüllen. „Die Arbeit von eintausend Stunden“, sagt eine kleine Inschrift, die über einem weißgestickten, kleinen Battisttuche von der Verfertigerin angebracht wurde. Wie viel Mal tausend Stunden sind mit Freud und Leid in all die Spitzen, Tücher, Kissen und Gewänder von Frauenhand hin-

einverwebt, wie viel Mühe, wie viel Sinnen und Dichten liegt all' den Arbeiten zu Grunde, die da vereint, ein glänzendes, farbenprächtiges Gesamtbild, uns von allen Wänden entgegenschauen. An derthalbtausend Arbeiten sind aus allen Provinzen Oesterreichs in den kleinen Pavillon im Prater eingelaufen; die Schulen aus fast allen größeren Städten, die kleinen Dörfer im tiefsten Süden und im fernsten Norden unseres großen Landes, die ungelannten Arbeitsstätten unserer Frauen, sie alle haben ihr Scherflein beigetragen, um die Ausstellung zu beschicken, um das Bild zu einem vollendetem zu machen.

Aglia v. Enderes.

## Feuilleton.

### Isabella Rossi, Gräfin Gabardi-Brocchi.

Diese geschätzte Dichterin ist eine Florentinerin und zeichnete sich schon in früher Jugend durch eine ungewöhnliche Begabung aus. Nicht nur daß Isabella die Mufen hold waren, sondern sie selbst mit ihrer hohen, majestätischen Gestalt und den sanften, edlen, ernst, regelmäßigen Zügen erschien wie eine Muse. Sie liebte ihre Eltern, denen sie ihre 1841 unter dem Titel „Prose di Isabella Rossi, Fiorentina“ gesammelten Schriften in innigster Verehrung zuwiegnete und die beide gleichfalls dichterisches Talent besaßen; sie liebte das Vaterland wie eine Römerin des Alterthums mit einer großartigen, beinahe männlichen Energie. In ihren „durch bürgerliche Tugenden ausgezeichneten toscanischen Frauen“ suchte sie ihre Mitschwester durch große Beispiele aus der Vergangenheit zu edlen Thaten zu entflammen. Mit Schwung und Kraft und dabei in gedrängter Kürze des Ausdrucks erzählt sie von Lucrezia Mazzanti, der Florentinerin, die vorzog im Arno ihr Grab zu suchen, anstatt sich dem feindlichen Hauptmanne Accanati zu ergeben; und von Madonna Ghitta, die bei der Belagerung von Florenz Alles, was sie besaß, ein Paar goldene Ohrringe und ihren einzigen siebenjährigen Sohn, dem Vaterlande widmete; und von den süßen Vertheidigerinnen von Siena; und von jener Cinzia bei Sismondi von Pisa, die eine italienische Jeanne d'Arc genannt zu werden verdient; ferner von der nicht minder kriegerischen Ipposita Degl' Azzj von Arezzo.

Aber auch die weichen Gefühle und Empfindungen versteht Isabella Rossi zu schildern; ihre geschichtliche Erzählung von jener florentinischen Mutter, die ihr dreijähriges Kind aus den Klauen des Löwen befreit, indem sie ihn durch ihr Jammergeschrei rührt, steht so deutlich und klar vor den Augen des Lesers, daß er eine antike Rosalind zu erblicken glaubt, auf welcher der ergreifende Vorgang abgebildet ist. Die Perle unter jener Reihe von Erzählungen ist aber „die bolognesische Mutter“, die jedes edle Herz rühren muß. Sie zeigt eine Frau mit aufopfernder Tugend auf jenem Gebiete, in dem die Frauen überhaupt nicht leicht übertroffen werden können: dem der großmüthigsten, liebevollsten Vergebung. Die „bolognesische Mutter“ ist eine Heldin der menschenfreundlichsten, selbstvergeßendsten Liebe und dadurch groß. Sie sitzt in ihrem majestätischen, ernstem Palast und erwartet mit zärtlicher Ungeduld in später Abendstunde ihren einzigen Sohn. Er kommt nicht. Anstatt seiner kommt ein fremder junger Mann und steht sie an, ihm ein Asyl zu gewähren, da er das Unglück gehabt habe, in einem Streit einen Anderen umzubringen. Er ist bleich, seine Kleider sind mit Blut besetzt. Madonna hat Mitleid mit ihm und verbirgt ihn vor den Nachforschungen der Behörden. „Madonna“, sagt ihr der Anführer der Truppen, „der Mann, den wir suchen, ist hier und Sie würden ihn uns nicht verbergen, wenn Sie wüßten, daß er der Mörder Ihres Sohnes ist.“ Sie erblickt und stürzt sich mühsam an dem Altar, unter dem sie den Fremden verborgen, aber trotz der herzerregenden Verzweiflung der Mutter steigt doch die Güte in ihrem erschütterten Innern und das Geheimniß kommt nicht über ihre Lippen. Die Truppen ziehen sich zurück. Der junge Mann fällt ihr voll Neue, Bewunderung und Dankbarkeit zu Füßen und will den Saum ihres Gewandes küssen. „Berührt mich nicht“, ruft sie voll Abscheu, „das Blut, das ich den Andern meines Sohnes mittheilte, besetzt Eure Hände.“ — „Oh Signora, haben Sie Mitleid mit mir“, erwiderte er, „übergeben Sie mich den Gerichten, aber ersparen Sie mir die Marter, die Ihre Worte mir